

Pläuderli : die Geschichte eines jungen Lebens [Fortsetzung]

Autor(en): **Juchler, M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **7 (1903-1904)**

Heft 5

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663905>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

was sich für seine Natur eignet, wird es sich frei und natürlich entwickeln können. Wo die Grenze zwischen Instinkt und Wille liegt, kann wohl kaum entschieden werden.

Ein kleiner, vierjähriger weiblicher Philosoph fühlte schon die große Bedeutung der Frage über Schuld und Verantwortung. Man sagte der Kleinen, daß man Geduld haben müsse mit Leuten, die Dummheiten beginnen. „Man kann nichts dafür, wenn man mit wenig Verstand geboren ist“, wurde geäußert. Worauf sie antwortete: „Aber kann man denn etwas dafür, wenn man böse geboren ist?“

Schon die Tatsache, daß sich heutzutage viel größeres Interesse für das Kind und was in seinem Geiste vorgeht, zeigt, ist ein Schritt nach vorwärts auf dem Weg, dasselbe kennen und beeinflussen zu lernen. Früher schenkte man der Kindheit berühmter Männer und Frauen auffallend wenig Beachtung. Jetzt aber widmet ein Biograph seine besondere Aufmerksamkeit jenem Zeitraum im Leben seines Helden, indem er sich noch in der Entwicklung befand, der Zeit der Verheißungen und Erwartungen.

Doch nicht bloß als eine Vorbereitung zu größerer oder kleinerer Kulturarbeit, die der erwachsene Mensch einmal soll ausführen können, hat die Kindheit Wert für uns. So begrüßte ein Pädagoge der Reformationszeit einmal die Knaben einer Schule, die er besuchte, mit den Worten: „Heil Euch, ihr verehrten Domherren, Pastoren, Rectoren, Senatoren und so weiter!“ In dem ganzen Erziehungssystem nach der alten Mode zeigt sich überall das Bestreben, dem Kind schon fast von der Wiege an solche Kenntnisse, Fertigkeiten und Anschauungen beizubringen, wie sie von den Erwachsenen gebraucht werden. Jetzt erstrebt man weniger — oder mehr, wenn man will. Man wünscht vor allem, daß das Kind gleichsam sein eigenes Leben leben und mit jener leiblichen und geistigen Kost genährt werden soll, die sich für seine Kräfte und sein Wachstum eignet. Die Kindheit hat ihren eigenen Zweck und — so meinen diejenigen, die sie lieben — ihr eigenes Recht, zu sein. Ein gesundes glückliches Kindheitsleben, und wäre es auch nur kurz, hinterläßt mehr als Leere und getäuschte Erwartungen. (Ende)

Autoris. Übersetzung von Fr. v. Känel.



Plünderli.

Die Geschichte eines jungen Lebens. Von M. Fuchler, Herisau.
(Fortsetzung.)

Eine peinliche Stille entstand. Fritz blickte unsicher und beschämt, und während die Mutter dem Lenchen ihr vorlautes Wesen verwies, verschwand er wortlos aus dem Zimmer.

Seitdem wurde Fritz noch ernster und einsilbiger. Über sein an der Menschenliebe erwärmtes, mächtig aufblühendes Herz fiel der Reif des Mißtrauens. Er grübelte einsiedlerisch darüber nach, daß er eigentlich doch nicht zu uns gehöre, daß er täglich Almosen in Empfang nehme, ohne daß sich sein Stolz bisher gerührt hätte. Und was ihn vielleicht am empfindlichsten berührte, er glaubte zu fühlen, wie wir Kinder unsere frische, unberechnete Zuneigung, die er früher ganz besessen und durch die er eines späten, aber um so mächtigeren Kindesglückes teilhaftig geworden, wie wir Kinder diese unsere Zuneigung nun ganz dem neuen Eindringling, dem hübschen Anneli zuwandten. War er

denn nicht selber so ein Eindringling in einem Kreis, wo er keine Rechte hatte, wo er nur geduldet wurde?

Mit grausamer Selbstquälerei bejahte er sich diese Frage, mußte aber seinem Gerechtigkeitsinn zugestehen, daß die größte Pflichttreue den Dank nicht aufwiege, den er seinen Wohltätern schulde. Diese Erkenntnis brachte seine ungewöhnlich feinfühligte Seele wieder ins Gleichgewicht, ohne ihr aber zu gestatten, alle Wohltaten gedankenlos unbefangen, wie bisher, entgegenzunehmen oder seinem innern Glück durch sprudelnden Übermut im Spiele mit uns Ausdrück zu geben.

Diese allmälige Veränderung, dieser Übergang von lebhaft und naiv sich äußerndem Jugendglück zu ernster, überlegter Männlichkeit mochten wir Kinder wohl zuweilen unbewußt empfinden, ohne uns aber weiter über seine Ursachen Rechenschaft zu geben. Hatten wir doch an Anneli ein Gespielin gewonnen, die in ihrer Jugendlichkeit ganz auf unsere kindlichen Ideen einging. Und überdies vermittelte sie als Wärterin des kleinen Köschens uns den Genuß dieses lebendigen Spielzeugs.

Anneli war aber in der That eine selten liebliche Erscheinung, von schlankem Wuchs, der eine etwas zarte Konstitution verriet, lachenden Augen und einen ganzen Glorienschein heller Kraushaare um das frische Gesicht. Mir erschien sie immer wie ein Bild aus unserm Märchenbuch, und hauptsächlich aus diesem Grunde suchte ich sie zu veranlassen, uns viel von ihrer Kinderzeit zu erzählen, immer in der Erwartung, Anhaltspunkte zu finden, die auf eine verwunschene Prinzessin zurückführen könnten.

Aber nichts Schlichteres und zugleich Traurigeres als ihre Vorgeschichte. Daß ihr Vater noch als jüngerer Mann der Grenzfälschung angeklagt und zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, verschwieg sie uns. Er kam nie mehr zurück in seine Familie. Seine kränkliche Frau, die fest an die Unschuld ihres Gatten glaubte, überlebte ihn nicht lange. Das einzige Kind wurde gleich nach dem Tode der Mutter im Alter von drei Jahren in die kantonale Waisenanstalt aufgenommen, wo sie von des Vaters Unehre unberührt, eine stille, eintönige Kindheit verlebte. An strenge, anhaltende Arbeit und wenig Erholung und Abwechslung gewöhnt, lebte sie bei uns auf, wie ein von der Lenzsonne gewecktes Blümchen. Nicht daß sie in unserm Haus die Hände in den Schoß legen durfte, nein, das litt unsere immer regsame Mutter nicht. Aber der liebliche Einfluß des ihr ganz fremden Familienverhältnisses, diese friedlichen, freien Wechselbeziehungen von Eltern zu Kindern und von diesen zu den Dienstboten machte sich in ihrem ganzen Wesen geltend. Aus dem scheuen, blassen Anneli blühte in Zeit eines Jahres ein Mädchen auf, das in seiner Natürlichkeit und immer heitern Geschäftigkeit ein Labsal für Auge und Herz war.

Wir, die wir sie täglich um uns hatten, bemerkten diese Umwandlung weniger, Andere aber um so deutlicher.

Meine Eltern hatten seit dem Frühjahr zwei Forstschüler aus der französischen Schweiz ins Haus aufgenommen, junge, zwanzigjährige Leute aus guten Häusern, denen unter der strengen Obhut des Vaters und dem anregenden, taktvollen Wesen und Walten der Mutter keine Zeit zu Firtlesanzereien blieb. Wir Kinder sahen sie nur bei Tisch und benutzten dann diese Zeit ausgiebig, uns an ihrem drolligen, radbrechenden Deutsch zu ergötzen, oder sonst mit den lustigen, gutmütigen Gesellen Spaß zu treiben. Der eine, Monsieur Charles, drehte beständig an einem Schnurrbärtchen, das noch gar nicht vorhanden war, der andere, Monsieur Théophile, war kurzsichtig und hob alle Gegenstände so nahe an seine Brille, daß wir gleich das erstemal von ihm das fliegende Wort herausgaben: „er ißt mit den Augen“.

Diesem jungen, zuweilen überschäumenden Blute gegenüber sah die Mutter bald ein, daß sie Annelis wegen auf der Hut sein müsse, denn die feurigen Augen der jungen Welschen redeten die leicht verständliche Sprache des Erstaunens und Entzückens beim ersten Anblick des bei Tisch aufwartenden Mädchens. Später suchten sie unter allerlei Vorwänden in die Küche zu bringen; aber das alte Babeli, unsere Köchin, gab ihnen zu verstehen, daß die Herren hier nichts zu suchen hätten. Und auf der Mutter Geheiß, jedenfalls nicht zur Freude der Welschen, mußte Babeli in Zukunft am Mittagstisch servieren. — Anneli wäre kein Mädchen gewesen, wenn sie die bewundernden Blicke nicht zu deuten gewußt hätte. Allein ihre Unerfahrenheit und Keinheit ließen sie keine schlimme Absicht darin erblicken. Ihr junges Herzchen hüpfte in froher Jugendlust und kaum erwachter Eitelkeit. „Die Herren waren doch von anderm Stoff, wie der finstere Frik, der Bär“, wie sie ihn in ihrem Unmut schalt. Aber ferne lag es ihr, Eroberungsgedanken zu hegen, oder gar Zukunftschlösser zu bauen.

An einem warmen Maientag, mild, duftig und üppig wie die Fliedertrauben, die dieser Monat zeitigt, saßen wir mit Anneli hinter der Geißblattlaube unter einem blühenden Vogelbeerbaum. Röschen lag jauchzend und strampelnd im alten, wieder hergestellten Kinderwagen, während wir Kinder nach Annelis Anleitung Blätter mit Tannadeln zusammenhefteten und mit diesen selbstgefertigten Guirlanden uns schmückten. Anneli hatte eben ein reizendes Kränzchen aus rotgesäumten, feinen Müllerblümchen gewunden und wollte es Martha aufsetzen.

„Es ist mir zu weit, sieh nur“, sagte diese. „Setz du den Kranz selber auf; du bist dann unsere Lenzkönigin, wie's in meinem neuen Märchenbuch steht.“

Und auf Annelis blondem Scheitel saß er nun als ob er dorthin gehörte, und die feinen Löckchen umspielten ihn wie stummes Kauschgold.

Hinter unserm Rücken floß leis plaudernd das Bächlein.

„Gucl einmal da hinein, ob dir deine Krone nicht gut steht“, rief Martha. Und lachend beugte sich die Schmucke hinab und besah mit unverhohlenem

Wohlgefallen ihr frisches Blumengesicht, das die kleinen Wellchen in zitternde Bewegung brachten.

Vom Hause her sah ich Fritz in nachdenklicher Haltung dem Walde zugehen. Ich sprang ihm in den Weg und bestürmte ihn: „Komm schnell, ich will dir was schönes zeigen!“

„Was denn, Mariechen?“ sagte er freundlich und ließ sich von mir um die Ecke ziehen. Dort blieb er stehen wie gebannt und ich glaubte schon, er werde seiner Überraschung freudigen Ausdruck geben. Aber seine vorher noch so milden Züge verfinsterten sich, nur in den Augen glomm etwas mir Unverständliches.

Anneli wurde bei seinem Anblick ganz verwirrt und wollte entfliehen. Aber Martha hielt sie zurück: „Halt! Nicht fortgeh'n. Jetzt wird's erst recht schön. Du, Fritz, bist jetzt der Prinz Mai und setzt dich neben die Lenzkönigin auf den Thron.“

Und wie ein Willenloser ließ er sich von uns auf den Rain neben Anneli ziehen und schieben, und was wir an Blätterketten an uns hatten, wanden wir nun um die beiden stummen Gestalten. Dann tanzten wir wild und ausgelassen wie kleine Kobolde um sie herum und sangen dazu als Zauberformel „Tra, ri, ra, der Frühling der ist da“. Keines von uns merkte etwas von dem Bann, dem die beiden verfallen waren.

„So, jetzt muß der Prinz Mai der Lenzkönigin einen Kuß geben, wie's im Buche steht, und dann können wir gleich noch die Hochzeit aufführen,“ befahl Martha.

Jetzt erwachten aber beide. Nach einem langen, gegenseitigen Blick, der zu unserer größten Bestürzung von Feindseligkeit redete, griff Anneli glutübergossen nach seinem Kränzlein, und Fritz, die grünen Ketten zerreißen, stand mit einem Ruck auf den Beinen.

„Erst muß man wollen“, brummte er in Beziehung auf das Küssen, und eilte mit langen Schritten davon.

Anneli aber hatte sein Kränzlein in den Bach geworfen und sah nicht, wie die Wellen lustig mit ihm davontanzten, denn es lag im Gras und weinte herzbrechend. Wir errieten nicht, warum es so arg unglücklich war, suchten es aber auf unsere Weise zu trösten.

„Du mußt nicht so leid tun, Anneli, er ist eben ein garstiger.“

„Ja, er ist ein Grüsel und ist mir auch gar nicht mehr so lieb wie früher.“

„Und ich will auch gar keine Erdbeeren mehr von ihm, und wenn sie noch so schön sind. Und heiraten tu ich ihn erst gar nicht.“

So ereiferten sich Lenchen und Martha, während ich im stillen die Frage zu ergründen suchte, ob denn ein Kuß so etwas Schreckliches sei, daß man deswegen so tun könne.

Ach, der Fritz hatte uns das ganze schöne Märchenspiel verdorben!

Seitdem begaben sich in unserm Haus lauter seltsame, mir unverständliche Dinge. Fritz und Anneli gingen aneinander vorüber, als ob sie sich nicht kannten. Dafür erwiderte Anneli die Grüße der beiden Welschen ganz freundlich, namentlich in Fritzens Gegenwart, während dieser sie heimlich beobachtete. Denn er machte sich gern, von ihr ungesehen, in der Nähe etwas zu schaffen, wenn Monsieur Charles und Monsieur Théophile ihre Annäherungsversuche in Szene setzten. Mit den Herren selber verlor er nie ein Wort und sie wiederum suchten ihn zu ignorieren, obschon sie das unangenehme Gefühl hatten, einen Aufpasser an ihm zu haben.

Ich hatte seit einiger Zeit eine höchst vergnügliche Gewohnheit angenommen. Jeden freien Moment, den ich erhaschen konnte, schlüpfte ich mit meinem geliebten Wildermuthbuch hinaus und stieg auf unser Baumschloß, wo ich zum siebentenmal die Geschichte vom braunen Lenchen lesen und mich dabei selber als zugelaufenes Zigeunerkind wähen mochte.

Ich saß also oben im Baum und war bereits nicht mehr auf dieser Welt, sondern ganz im Bann des braunen Lenchens, als vom Hause her Anneli mit dem Waschkorb kam und in der Nähe das Kinderlinnen zum Trocknen aufhing. Ich war nicht in der Stimmung, mich stören zu lassen und achtete nicht auf ihre flinken, anmutigen Bewegungen; wie sie die saubern Tücher aus dem Korbe zog, sie in der Luft zweimal schlug, daß die überflüssige Feuchte wie ein silberner Sprühregen ihr helles Köpfchen mit den zwinkernden Augen umstob, um dann mit rascher Bewegung die weißen Quadrate ans schwanke Seil zu klammern.

Aber zwei andere Augen hatten sie erspäht und verfolgten sie mit wohlgefälligen Blicken, Monsieur Théophile, der seitwärts stehen blieb und sie durch die Brille anzwinkerte.

„Golossal feine Waschen, Mademoiselle Anneli,“ begann er das Gespräch.

Anneli unterbrach ihre Arbeit nicht, sondern machte nur eine leise Schwenkung nach ihm hinüber, als sie das Wäschestück ausschlug. So bekam er auch seine kleine Douche und retirierte deshalb auf die andere Seite.

„Wollen Sie mir vielleicht helfen, Mußjöh, wenn Sie so viel überflüssige Zeit haben,“ sagte sie etwas spöttisch.

„O, wenn Sie mir annehmen wollen, präsentiere ich Sie And und Erz dazu.“

„Ach, Ihr Herz kann ich zu dem Geschäft nicht brauchen und Ihre Hände, . . .“

„O, ich abe ein ferr guten Erz; meine Mutter sagt, rein und weiß wie eine Schneeflocke; glauben Sie nicht, Mademoiselle?“

„Ja gewiß, es schmilzt ja wohl auch wie eine Schneeflocke, wenn Sie noch lange hier an der Sonne stehen bleiben.“

„O, ich muß Sie sagen, es at schon geschmilzt an der Sonne Ihrer Liebe.“

„Die scheint jedenfalls nicht für Sie.“

„Ach, dann sind Sie charmée von dem andern, von Mons. Charles. Aber ich sage Sie, er ist ein papillon. Er fliegt von Blume zu Blume. Ich aber bin treu wie Gold.“

„Ich will ihn auch gar nicht, so wenig wie Sie.“

„O, dann lieben Sie dieser Bär, den Herr Fritz, der immer geht erum wie ein Geheimpolizei und macht Sie ein Gesicht wie Saül, wenn er will spießen David. — Ja, ja, jetzt ich es aber erraten, Sie werden rot.“

„Den soll ich lieb haben? Wer sagt das?“ fuhr Anneli auf.

„Bitte, nicht böse sein, Mademoiselle, ich dachte nur so. Jrgend jemand muß man doch lieb haben, sonst ist es so traurig auf die Welt, und das Herz verdorrt.“

„Ja, besonders wenn es eine Schneeflocke ist.“

„O, Sie grausame! Und ich aber doch eine so schöne Name.“

„Théophile? Soll das schön sein?“

„Ja. Wenn Sie es aussprechen, es ist wie Musik. Soll ich Sie sagen, was es heißt auf deutsch?“

„Nun denn, wird auch was schönes sein!“

„Théophile heißt Gottlieb oder: Haben Sie mir um Gotteswillen lieb!“

Jetzt mußte Anneli laut auflachen und wie sie sich zurückbog und die geschäftigen Arme einen Moment hängen ließ, ersah der Schwärzer seinen Vorteil und drückte ihr, sie umfassend, einen Kuß auf.

Wie aus der Erde gewachsen, stand plötzlich Fritz neben den beiden, packte den Kußräuber am Kragen und stellte ihn wie einen ertappten Schulbuben auf die Seite.

„Sie Unverschämter! Ich will Sie lehren, anständige Mädchen zu überfallen.“ Wie eine Gewitterwolke sah er dabei aus, mit sprühenden Augen und unheimlicher Blässe im Gesicht.

Ich hielt mich mäuschenstill in meinem Baumschlupf, zitterte aber wie ein Blättchen, denn ich dachte jeden Augenblick, Fritz würde Mons. Théophile erwürgen. Der aber benutzte die erste Lockerung der Halschraube, um mit Hinterlassung seiner Kravatte das Weite zu suchen. Fritz schleuderte das Delikt wie ein eckles Gewürm zur Erde, und ohne das noch ganz betäubte Anneli eines Blickes zu würdigen, ging er dem Hause zu.

Das arme Mädchen beendete schluchzend seine Arbeit und traute sich fast nicht mehr von der Stelle. Und als die Mutter nach seinem Verbleiben forschend herauskam, beichtete es ihr unter Tränen den Vorfall.

Am folgenden Tag packten die beiden Herren den Koffer.■

* * *

Wir Kinder befanden uns, von plötzlich ausbrechenden Masern nicht gerade arg mitgenommen, in fröhlichster Rekonvaleszenz-Stimmung und durften bereits wieder Besuche empfangen.

Durch die offene Türe hörten wir eines Nachmittags zögernde Schritte die Treppe erklimmen. „Fritz, Fritz, o komm herein!“ rief Lenchen, die eben noch geweint hatte, weil der aus dem Modellierbogen ausgeschnittene Tiger nicht allein stehen konnte, und sie ihn ans Schäfchen lehnen mußte.

„Darf ich?“ frug er, und streckte mit seinem lieben Gesicht ein Erdbeersträußchen durch die Türe, wollte sich aber wieder zurückziehen, denn er hatte Anneli entdeckt.

„Kommen Sie nur herein, Fritz“, sagte die Mutter, und ihrer bestimmten Art zu reden, mußte er nun Folge leisten.

„Ich habe sie an einem sonnigen Rain gefunden und wollte den Kindern eine Freude damit machen“, sagte er und war eben im Begriff, die Beeren zu verteilen.

„Das ist sehr lieb von Ihnen, Fritz“, unterbrach die Mutter unsern Jubel. „Aber Erdbeeren und Medizin passen nicht zusammen; darum will ich sie in Empfang nehmen, als hätten Sie sie mir gebracht. Gelt, Kinder, ihr seid vernünftig und dankt Fritz gleichwohl?“

Der Dank klang freilich ein bißchen nach Entsagung. Wir waren aber artige Kinder und Lenchen dachte noch ein übriges zu tun, indem sie hinzufügte: „Und Anneli darf auch davon haben.“ Doch die Mutter hatte ihr schon die Hälfte hingereicht.

Im selben Moment trafen sich die Blicke von Fritz und Anneli, erst fragend, dann sich verfinsternd, und letztere wies die Erdbeeren herbe dankend zurück, worauf Fritz wortlos aus dem Zimmer verschwand.

„O du dummes Anneli“, zankte Lenchen, „wie kann man auch so schöne Erdbeeren nicht mögen?“

Auch wir andern gaben unserer Verwunderung Ausdruck, und Hermann sagte voller Mitgefühl: „Jetzt hast du den Fritz erzürnt und er meint, du verachtest ihn.“

„O, ich verachte ihn nicht, aber er hat sie nicht für mich geholt. Das weiß ich sicher“, sagte Anneli stolz.

Als wenn die Nacht soeben ins Zimmer geschlichen wäre, hatte sich Mißmut und jenes Unbehagen, das ein unverständenes Etwas hervorbringt, über unsere frohe Stimmung gelegt. Warum nur diese unerklärliche Abneigung zwischen den beiden, die uns eins wie's andere lieb waren, daß die Wahl unserer Zuneigung schwer geworden wäre?

Am andern Morgen hielten wir wieder gesund und froh unsern Einzug in der Kinderstube. Während der Nacht war ein heftiges Gewitter mit Sturm über uns weggezogen. Der Blitz hatte auf dem Dachfirst die Leitungstange beschädigt und auf der Wetterseite hatte der Sturm die Läden gelockert. Den ersten Schaden zu heben, wurde der Dachdecker gerufen und zur Beseitigung des zweiten sollte Fritz seine Kunst versuchen. Für uns war es ein unge-

wohntes, ergötzliches Schauspiel, als der Dachdecker mit seinem Lehrlingen die große Leiter aufstellte und auf derselben flink und sicher auf- und niederstieg.

„Er kann es fast so gut wie der Herr Riese, wenn er aufs große Seil steigt über dem Kronenplatz“, sagte Martha in heller Bewunderung.

„Oder wie die Engel Gottes auf der Jakobsleiter“, ließ ich eine plötzliche Eingebung laut werden.

„Schwätzt doch kein Blech“, forrigierte Max. „Ein Dachdecker ist doch kein Seiltänzer, und mit Flügeln am Rücken ist es keine Kunst, eine Leiter auf- und abzusteiigen, ohne herunterzufallen.“

„Noch dazu, wenn es auf beiden Seiten so weiche Wolkenkissen hat, in die der ungeschickteste Engel nur so hineinplumpsen kann, wenn es ihm schwindlich wird,“ sekundierte Hermann.

„Engel sind nie ungeschickt“, protestierte Martha, sichtlich erboßt über des Bruders despektierliches Reden. „Und schwindlich wird es ihnen auch nicht; dafür können sie ja fliegen.“

„Ob es ihnen nicht auch schwindlig wird, kann man gar nicht wissen“, knurrte Hermann, mehr um das letzte Wort in der Streitsache zu haben, als weil er etwa der Engel Vollkommenheit bezweifelt hätte.

„Wenn du so bist, so läßt dich einmal der liebe Gott nicht in den Himmel. Gelt, Frik, man kommt nicht in den Himmel, wenn man nicht alles glaubt?“

Diese sehr summarische Forderung beantwortete der eben Eintretende mit einem herzlichen Lachen. „Das glaub ich nun gerade nicht, Martha, und hoffe deswegen doch in den Himmel zu kommen.“

Wie geschickt war doch Frik! Und froh seiner Überlegenheit über unser Kindermeinen schmiegte ich meine kleine Hand in seine große und begleitete ihn hinaus. Er hatte die kurze Handsäge und ein starkes Messer mit gebogener Klinge aus dem Werkzeugkasten geholt und unter dem Arm trug er ein Stück Holz. Es galt eine Wanderung durchs Haus zum Zweck der Lädenreparatur; da wollte ich mit dabei sein. Unermüdllich ging ich mit meinem großen Freund treppauf und =ab durch alle Zimmer und glaubte mich furchtbar nützlich zu machen, indem ich hinter seiner großen Faust die Hand aufs Holz legte, wenn es es durchsägte.

Wir waren endlich auf dem Boden angelangt. Schon wollte Frik nach beendetem Werk wieder umkehren, als ich ihn zu einer Türe zog, die er ge=flissentlich zu meiden schien.

„Halt Frik, hier ist Annelis Stübchen. Du mußt ihre Läden auch noch festmachen. Und ihr Tisch wackelt arg, dem mußt du abhelfen.“

Schon hatte ich die Tür aufgemacht und bewies meine Behauptung, indem ich alle Gegenstände auf dem Tisch, vorab Waschschüssel und Glas, wanken und klirren machte.

„Giebt acht, Mariechen, daß nichts kaput geht“, mahnte Frik. Dabei blieb er mitten im Zimmer stehen, mit neugierig scheuen Blicken die Wände musternd.

Da war allerdings nicht viel zu sehen. Über dem sorglich glattgestrichenen Bett hing Annelis Konfirmationspruch, ein vergilbtes Papier mit zittrigen Schriftzügen. Fritz neigte sich vor, ihn zu entziffern. „Selig sind, die reinen Herzens sind“, las er halblaut, und seine Hand strich, als er sich umwandte, sanft über die rotgewürfelte Bettdecke. An der Wand gegenüber sah man einen halberblindeten Spiegel, den eine Guirlande von abgelegten Hutblumen meiner Mutter schmückte. Zu beiden Seiten waren einige Bildchen, geringe Kalenderhelgen von artigem Sujet, mit Stecknadeln an die Wand befestigt. Ohne ihren zierlich aufgehefteten Schmuck, getrocknete Grikazweiglein, hätte man sie kaum beachtet. Was dem Stübchen aber am meisten frohe Farben verlieh, waren die Blumen auf dem Fenster Sims. Glühende Geranien machten sich breit und zu beiden Seiten kletterten Winden hinauf, die ihre großen, blauen Kelche der Morgen Sonne öffneten. Ihr Strahl durchleuchtete sie und strich dann wie liebkosend über die braungetäferten Holzwände mit ihrem kindlichen Schmuck.

Auf dem Tisch stand Annelis Nähkasten. Wir Kinder durften ihn in ihrer Gegenwart oft auskramen und bewundern, so daß ich keinen Anstand nahm, es auch jetzt zu tun. Klappte man den Deckel auf, so sah man, in denselben eingelassen, einen kleinen Spiegel, und davor breiteten sich die Herrlichkeiten aus, die, peinlich geordnet in ihre Fächerchen, uns immer von neuem interessierten. Da gab es Porzellan Knöpfchen, Haken, Ösen, ein Schächtelchen Stecknadeln mit bunten Glasköpfen, Nähadeln in Reih und Glied, ein rotes Flanellquadrat füllend, Bandendchen und bunte Wollreste. All das hatte ich schon so oft aus- und eingepackt, daß es mich nach mehr gelüstete, um vor Fritz mit der herrlichen Wunderschachtel groß zu tun. So hob ich denn vorsichtig das obere Fach ab, denn darunter mußte sicher noch das Allerschönste stecken.

Ein vergilbtes, zusammengefaltetes Papier lag dort, das war alles. Etwas enttäuscht, entfaltete ich dasselbe und versuchte es zu entziffern. Daß man fremde Briefe nicht lesen dürfe, wußte ich ganz genau; aber das war ja kein Brief, sondern nur ein alter Papierfetzen. Auch mochte mich die Eitelkeit stacheln, Fritz zu zeigen, wie gut ich Geschriebenes lesen könne. Es war schwieriger, als ich glaubte, denn an den Bruchstellen war die steile, ungeübte Schrift unleserlich geworden, oder die Buchstaben hatten durch daraufgefallene Tropfen gelitten. Worte ohne Zusammenhang waren es, die ich mich zu entziffern bemühte.

„Innigge — — ! Schon sind — — Wochen — — seit nicht mehr gesehen und noch — — drei Jahre — — — kann nicht weiter leben — — meine Unschuld — — so wahr mir Gott helfe — — all den Jammer — — dem Schurken Kl — Kl — — —“

„Ach, das kann man ja nicht lesen“, unterbrach ich mich. „Vielleicht heißt es Klaus, wie du“, ergänzte ich gedankenlos und reichte Fritz das Papier hin.

„Nein, so heißt es jedenfalls nicht“, sagte er bestimmt und unnötig streng, wie mir schien. „Übrigens soll man nie fremde Briefe lesen“.

„Das ist doch kein Brief? Es ist ja nur ein schmutziger Fetzen“, sagte ich ganz verdukt und innerlich beleidigt.

Wie finster seine Augen blickten, als er sorgfältig das Papier zusammenfaltete, während sein Blick nach dem Datum haschte. „Da, leg den Brief wieder hin, wo du ihn genommen, und rühr ihn nicht mehr an“.

Während ich, beschämt und fast verlezt von seinem ungewohnt barschen Ton, tat, wie er mich hieß, vollendete er noch rasch die notwendigen Reparaturen. Aber seine grübelnden Gedanken verfolgten das Gehörte und brachten Zusammenhang in die abgerissenen Worte. Er vernahm den Jammerschrei des unglücklichen Vaters in der Zelle und ehrte schweigend die rührende Pietät der Tochter, die eben dieses Papier als ein heiliges Dokument aufbewahrte. Ging es ihn weiter nichts an? Noch nicht. Sein reines Herz liebte in Gedanken ein anderes. Es sah keine Gespenster; Gespenster die zuweilen Fleisch und Blut annehmen und dem Ahnungslosen vampyrgleich Frieden und Lebensglück entsaugen.

* * *

Am nächsten Morgen erwachte ich mit Kopf- und Halsweh. Die Wanderung mit Frik im zugigen Haus war mir nicht gut bekommen. Ich wurde ins grüne Zimmer verbannt, das seinen Namen nicht nur den grünen Tapeten verdankte, sondern auch einer Birke, die ihren grünen Schleier vor diesem Fenster schwenkte. Der Doktor kam mit dem Grashalm im Mund, befühlte mir Puls und Hals und sagte dann in seiner gemütlich lakonischen Art:

„Schön geduldig sein, Mariechen. Gerstenschleim — sonst nichts — im Bett bleiben und wacker Arznei schlucken, dann wird's bald besser. Hast nämlich Mumps“.

Ich glaubte ihm aufs Wort und ergab mich, gleichgültig für alles Andere, denn die Ohrenschmerzen rasten mir schon durch den Kopf. Dazu gesellte sich noch heftiges Fieber.

In schmerzfreien Augenblicken war ich glücklich darüber, einen Blick in der Mutter gute Stube werfen zu können, wenn die Türe offen stand. Uns Kindern kam sie mit der himmelblauen Tapete und den weißen, luftigen Mullvorhängen wie ein Heiligtum, so eine Art Vorhof zum Himmel vor. Durch die offene Tür sah ich gerade an der Mutter Schreibtisch mit den vielen Schubfächern. Sie selber saß oft davor und ich lauschte dann still bewundernd dem feinen Geräusch ihrer fliegenden Feder.

Am folgenden Tag war das Zimmer zu; dafür stand die Tür zum Nebentübchen offen. Dort saß Anneli am Fenster mit einem Korb voll Flickarbeit. Von Zeit zu Zeit kam sie herüber, lüftete mein Kopfkissen und sagte mir ein tröstliches Wort. Eben saß sie über Frikens Toppe gebeugt, die sie auf meiner Mutter Geheiß ausbessern sollte, als die Tür aufging und Frik eintrat.

„Ich soll dem Herrn die Leimpfanne bringen“, berichtete er trocken, und wurde auf Annelis Beschäftigung erst aufmerksam, als diese ihren Flickgegen-

stand wie beschämt, erboßt zu Boden warf und wortlos an den Schrank ging, das Verlangte zu holen. Ebenso stumm reichte sie es Fritz und beugte sich wieder abgewandt über ihre Arbeit.

An der Tür wandte sich Fritz nochmals um und sagte in seltsam verhaltenem Ton: „Jungfer Anna, Sie müssen sich in Zukunft nicht mehr um meine Angelegenheiten bemühen. Ich werde mit unserer Nachbarin reden, daß sie mir meine Sachen flickt. Sie wird noch so froh darum sein“.

Ich hätte mit den Fäusten auf Fritz losgehen mögen, denn ich fühlte am Klang seiner Stimme, daß er Anneli beleidigen wollte. Leise richtete ich mich auf und bog mich über den Bettrand hinaus, um zur rechten Zeit mit einer Verteidigung bei der Hand zu sein, wenn er in seinen Kränkungen noch weiter gehen sollte.

Anneli war dunkelrot geworden und sagte blitzenden Auges: „O, ich weiß wohl, daß ich Ihnen nichts zu Dank machen kann. Ich flicke die Sachen auch nur, weil es mich die Frau Oberförster geheißsen hat“.

Und trotzig herausfordernd klang die Gegenrede: „Das weiß ich eben, und darum sollen Sie nichts mehr damit zu tun haben“.

Schon hatte er ihr den Rücken gedreht und die Türe geöffnet — da klang vom Fenster her heftiges Schluchzen und bannte ihn an die Stelle, wo er stand. Anneli hatte den Kopf über ihre Arbeit gebeugt und zwischen den vor die Augen gepreßten Händen flossen ihre Tränen unaufhaltsam auf das Streitobjekt, während sie dazwischen hervorpreßte: „Was habe ich Ihnen denn getan, daß Sie mich so verfolgen? Warum hassen Sie mich armes Ding —“

Weiter kam sie nicht mit ihrer Anklage, denn jetzt geschah etwas Unerhörtes.

Die Tür zuschlagend, stürzte sich Fritz vor Anneli auf die Kniee, umfaßte die heftig Weinende und stammelte: „Anna, liebes Anneli — verzeih mir — o ich abscheulicher Mensch! Was hab' ich getan! — Und ich kann doch nicht leben ohne dich. Anneli, liebstes Anneli, sage mir nur ein einziges Wort! — sieh mich doch an und sei mir gut — oder ich bin ein verlorener Mensch...“

Jetzt lösten sich Annelis Hände, denn Fritz hatte sie von den Augen heruntergezogen. Er küßte ihr unter Lachen und Weinen die noch schwimmenden Augen, bis die Umschlingung eine einzige, gegenseitige wurde.

Ich hatte genug gesehen und ließ mich behutsam in die Kissen gleiten. Mir graute. War das Liebe, wenn man sich verfolgt, einander böse Worte gibt und jede Begegnung eine Kränkung birgt — bis unter Tränen und heißen Bitten die Arme sich verschlingen und der erste Kuß sein Daueriegel der endlich erreichten Versöhnung aufpreßt?

Ja, er dauerte lange dieser erste Kuß — denn es war ganz still geworden drüben. Nur noch zuweilen ein kurzes, weiches Flüstern, daß man den sonst so kräftigen Baß kaum von der Mädchenstimme unterscheiden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

